

Norbert Ricken

## **Auf den Spuren der Erinnerung**

Kanzelrede am 4.5.2025, 12 Uhr in der Melanchthon-Kirche in Bochum

Als ich vor über einem halben Jahr für diese Kanzelrede zusagte, war mir zwar klar, dass Sie sich als Mittagskirche bereits seit 8 Monaten mit Fragen der Erinnerung beschäftigen und zahlreiche Aspekte miteinander bedacht und diskutiert haben. Aber erst in den letzten Wochen ist mir dann bewusst geworden, in welchem zeitgeschichtlichen Kontext ich zur Frage der Erinnerung sprechen werde – nämlich heute am 4. Mai 2025. Das Ende des deutschen Nationalsozialismus und die Befreiung Deutschlands – all das jährt sich in diesen Tagen zum 80. Mal. Viele Stationen dieser Zeitenwende sind in den letzten Monaten und Wochen als Gedenktage begangen und publizistisch begleitet worden: Die Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz am 27. Januar vor 80 Jahren, die Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald am 6. April vor 80 Jahren, die Befreiung Berlins am 2. Mai vor 80 Jahren, die Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 8. Mai vor 80 Jahren und damit verbunden das Ende des zweiten Weltkriegs in Europa und die Befreiung vom deutschen Nationalsozialismus. Dabei sind diese 80 Jahre nicht einfach nur eine runde Zahl neben anderen, vielleicht noch runderen Zahlen: 80 Jahre markieren ziemlich genau ein ganzes Menschenleben; sie markieren aber auch eine Zäsur, die in den Kulturwissenschaften als Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis bezeichnet wird.

Mir war schnell klar, dass ich heute von den Spuren der Erinnerung nicht sprechen kann, wenn ich nicht auch bereit bin, mich auf die deutsche Erinnerungsgeschichte zu beziehen. Doch – was lässt sich dazu heute sagen angesichts der Fülle der gehaltenen Reden, der vielen publizierten Artikel und vielen klugen und nachdenklichen Überlegungen? Und was kann gerade ich dazu sagen, vor Ihnen vortragen, zumal ich weder ein Experte für Erinnerungskultur noch gar ein Historiker bin? Und in welches Feld rutsche ich, wenn ich dabei auch ein Unbehagen mit derzeit eingewöhnten Formeln und Ritualen der politischen Erinnerungskultur in mir nicht einfach übergehen will und kann? Wie kann ich von der

deutschen Erinnerungsgeschichte sprechen, ohne gleich in die hitzigen Debatten der Gegenwart zu geraten und mich in den vielen Polarisierungen, Zuschreibungen und Abwertungen zu verstricken?

Mit diesen Fragen im Gepäck ist mir die Vorbereitung auf diese Kanzelrede, an diesem Tag im Mai 2025 zu den Spuren der Erinnerung zu sprechen, nicht ganz so leicht gefallen. Gern hätte ich auch genau dort gesessen, wo Sie jetzt sitzen, und hätte meinen Überlegungen von dort zugehört, hätte ab und an vielleicht mit dem Kopf genickt oder geschüttelt und den eigenen inneren Stimmen weitgehend folgenlos Raum gegeben. Nun stehe ich aber hier vorne – und vertraue fest darauf, dass die vielen Stimmen, die wir ja alle in uns tragen, am Ende dieser Veranstaltung ihren Raum bekommen und ebenso gesagt wie gehört werden können. Mehrstimmigkeit, wirkliche Polyphonie mit selbständigen Stimmen ist ja nicht nur eine enorme musikalische Erfindung, sondern auch die Grundform menschlichen Zusammenlebens. Sie verlangt einerseits, die eigene Stimme zu entwickeln und äußern zu lernen, sie verlangt aber auch, den anderen Stimmen zuzuhören und antworten zu lernen.

Vor diesem Hintergrund habe ich mich entschieden, zunächst doch einen kleinen Umweg in meinen Überlegungen anzustellen und drei Fragen zu bedenken, bevor ich dann mit einigen Überlegungen zum Sinn der Erinnerung schließen und in den gemeinsamen Austausch einsteigen möchte: Ich möchte erstens fragen, was denn Erinnerung ist und was das ist, worauf sie sich bezieht. Nicht ersparen lässt sich ein zweiter Gedanke, in dem ich mich mit der Geschichte der deutschen Erinnerungskultur, den darin praktizierte Formen und Logiken auseinandersetzen will, um dann schließlich drittens doch Gegenwartsfragen aufzunehmen, wie sich denn der Sinn der Erinnerung heute bewahrheiten lässt. Vor diesem Hintergrund werde ich abschließend wenigstens kur versuchen zu zusagen, was für mich ›Erinnern‹ heißt und heißen kann.

Ich werde meine Gedankenschritte jeweils ankündigen und beginne mit meinem ersten Gedanken:

**Gedanke 1: Was ist Erinnerung und worauf bezieht sie sich?**

Wir alle haben zunächst eine unmittelbare Anschauung davon, was Erinnerung ist und wie bedeutsam es ist, sich erinnern zu können. Vermutlich haben wir alle zumindest auch eine kleine Ahnung davon, was es heißt, sich nicht oder nur dunkel erinnern zu können. Erinnerung ist für die Art und Weise, wie wir sind, als wer wir uns verstehen, eines der zentralen Strukturmomente. Ohne Erinnerung wären wir nicht die, die wir sind, wäre das eigene Leben fremd und das Zusammenleben mit anderen empfindlich beschwert wenn nicht sogar unmöglich. Was in manchen Spielfilmen eher komisch daher kommt, wenn man nicht erinnernd anknüpfen kann, dürfte als Lebenserfahrung nur schwer zu tragen und zu ertragen sein. Es sind Erinnerungen, die uns erlauben, an das eigene Gestern und Vorgestern anzuschließen, sich mit anderen zu verbinden und eine Geschichte miteinander zu entwickeln. Bereits das macht deutlich, wie sehr wir auf Verbindungen mit anderen, auf Bindungen angewiesen sind. In gewisser Weise hält Erinnerung nicht nur präsent, was so nicht mehr ist, und vergegenwärtigt, was bereits vergangen ist; Erinnerung trägt auch das soziale Netz, in dem und aus dem heraus wir existieren.

Gleichzeitig ist Erinnerung nicht einfach das Gegenteil von Vergessen; vielmehr gehört das Vergessen zum Erinnern dazu, weil wir gerade nicht alles und schon gar nicht buchstäblich erinnern können, sondern im Erinnern und Vergessen Zusammenhänge herstellen und zu Sinnbildern verdichten. Zugleich greifen wir in der Erinnerung nicht bloß zurück auf Vergangenes, sondern wir greifen auch aus auf Künftiges, auf Erwartetes oder auch Befürchtetes. Diese ständigen Rück- und Vorgriffe erlauben es uns, von Zeit zu sprechen, Wandel zu verstehen und dann auch diesen selbst wollen zu können.

Vor diesem Hintergrund wird vielleicht verständlicher, dass wir in der Erinnerung nicht einfach die Vergangenheit, so wie sie gewesen ist, vergegenwärtigen; das wäre allein bereits aufgrund der gar nicht erfassbaren Totalität von Situationen,

Ereignissen und Prozessen unmöglich. Schon die Umarbeitung von Wahrnehmungen in Erlebnisse und Erfahrungen macht nicht nur diesen symbolischen Verdichtungsprozess deutlich; sie zeigt auch die Perspektivität allen Erinnerns, weil gegenwärtige Sinnbildung immer nur im Rückgriff und Vorgriff möglich ist und sich in Form von Geschichten geradezu materialisiert. Es ist dieser Mechanismus, der auch verständlich macht, warum Erinnerungen nicht abgeschlossen sind, sondern permanent wiederholt und erneuert werden müssen – und sich dadurch auch unablässig verändern und umgeschrieben werden. Die Bedeutung dessen, was gewesen ist, bemisst sich auch aus dem, was gegenwärtig ist und als zukünftig angenommen wird – und zugleich ist das, was ist, nur aus dem zu verstehen, was gewesen ist. So gesehen könnte man sagen, dass Erinnerung das ständige und nicht still zu stellende Oszillieren zwischen diesen drei Zeitmodi ist.

Gewonnen ist mit dieser kleinen Grundsatzüberlegung noch nicht allzu viel, schon allemal nicht für die Frage nach der Form, Funktion und Logik einer gesellschaftlichen Erinnerungskultur. Aber vielleicht ist der Hinweis darauf, dass es in der Erinnerung zunächst nicht vorrangig darum geht zu rekonstruieren, was und wie dieses was gewesen ist, so ganz unwichtig dann doch nicht – denn immerhin streiten auch Historiker:innen genau darüber, ob die Erforschung der Geschichte sich unter diesen Vorzeichen eines »wie es gewesen ist« überhaupt angemessen verstehen lässt. Auch Quellen, auf deren Bearbeitung die Historiker:innen ja immer mit aller methodischer Strenge pochen, transportieren nicht einfach die vergangenen Zeiten, sondern stellen selbst bloß Interpretamente einer vergangenen Zeit dar, die von uns wiederum interpretiert werden müssen. Allerdings stellen sie jedoch auch Prüfsteine dar, die der Beliebigkeit der jeweiligen Interpretationen Einhalt gebieten. Erinnerung braucht daher immer auch Geschichte.

Knapp formuliert ließe sich bilanzieren: »Sinnbildung über Zeiterfahrung«, wie der frühere Bochumer Historiker und Geschichtstheoretiker Jörn Rüsen die Grundfigur der Erinnerung mal gekennzeichnet hat<sup>1</sup>, ist ein zentraler Baustein unserer

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu ausführlicher Jörn Rüsen (1983): Historische Vernunft. Grundzüge einer Historik 1: Die Grundlagen der

Geschichtswissenschaft. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

eigenen Identitätsarbeit. Um zu verstehen, wer wir sind und als wer wir uns verstehen können, ist es nicht nur unabweisbar zu verstehen, wie wir geworden sind, sondern auch erforderlich zu verstehen, wie die Bedingungen geworden sind, in denen wir selbst so oder anders geworden sind. Jedoch zu glauben, man könne beides schiedlich friedlich voneinander trennen und dann geradezu gegenseitlich vor sich bringen, führt in die Irre. Ob wir es wollen oder nicht, wir tragen alle die vielen Geschichten derer, von denen wir »in die Welt gesetzt« worden sind, in uns. Und das nicht so sehr, weil sich eine anonyme Macht der Vergangenheit durch die Generationen hindurch durchsetzen würde; vielmehr tragen wir diese Geschichten der Älteren in uns und bleiben in sie verstrickt, weil sie Bedingungen unserer eigenen Existenz, unseres eigenen Werdens sind und wir uns ihnen verdanken.

Ich breche diese vielleicht etwas abstrakten Überlegungen ab und möchte mich, bevor ich im dritten Gedanken in aktuelle Debatten zur Erinnerung einsteige, doch auch einen kurzen Blick in die Geschichte der deutschen Erinnerungskultur und -politik werfen.

Ich komme daher zu meinem zweiten Gedanken und frage nach der

### **Gedanke 2: Geschichte der deutschen Erinnerungskultur, ihren Formen und Funktionen**

Wenn wir heute über geschichtliche Erinnerung, über die deutsche Erinnerungskultur sprechen und bisweilen vielleicht auch streiten, dann tun wir das gegenwärtig auf einem Boden, der so selbstverständlich nicht ist. Denn blickt man in die Geschichte dieser Erinnerungskultur, dann wird ebenso schnell wie aber auch beschämend deutlich, wie sehr dieses gesellschaftliche Erinnern hat erkämpft und gegen Widerstände hat durchgesetzt werden müssen. Ich markiere nur einige wenige Stationen, um diesen Wandel anzudeuten:

Bis weit in die 1960er Jahre gab es weder ein breites Erinnern noch überhaupt eine nennenswerte juristische Aufarbeitung der Schuld der Tätergeneration. Sowohl der Nürnberger Prozess 1945-1946 als auch

der Frankfurter Auschwitz-Prozess 1963-1965 verdeutlichen nicht nur die enormen Schwierigkeiten, sich mit diesen deutschen Menschenvernichtungsverbrechen juristisch auseinander zu setzen, sondern auch die breite Weigerung, sich von der eigenen Geschichte betreffen zu lassen. Für die millionenfachen Morde wurden in diesen beiden Prozessen nicht einmal 100 Täter zur Verantwortung gezogen.

Mit der Studentenrevolte der 1968er Jahre änderte sich dann der Ton der Auseinandersetzung. Der allzu oft geäußerte Satz, »das haben wir nicht gewusst«, wurde zunehmend nicht als Verdrängung, sondern als Verleugnung sichtbar. Dass diese Formen der Erinnerung unter dem Schlagwort der »Schuld« gestanden haben, ist nur verständlich; es ging ja auch um Schuld – Schuld als Täter, als Mitäter oder Beteiligter, als Zeitgenosse. Ob aber damit bereits eine Zeit der Aufarbeitung begonnen hat, ist so eindeutig allerdings nicht – denn auch die Verurteilung der Älteren durch die Jüngeren hat ja nicht unbedingt dazu beigetragen, diese Menschenvernichtungserfahrungen besser zu verstehen. Harald Welzer hat in seinen späteren Studien zur Tradierungsgeschichte der deutschen Schuld, die er unter der Überschrift »Opa war kein Nazi« dann veröffentlichte<sup>2</sup>, diesen durchaus intergenerationalen Mechanismus des Verschweigens herausgearbeitet.

Ende der 1970er Jahre verändern sich dann die Formen der Erinnerung erneut. Nur beispielhaft möchte ich auf zwei Filme verweisen, die die deutsche Erinnerungskultur nachhaltig geprägt haben: Da ist zum einen die amerikanische Spielfilmserie »Holocaust«, die 1979 im deutschen Fernsehen – wenn auch erst auf öffentlichen Druck dann auch im ersten Programm – ausgestrahlt wurde und den nicht unproblematischen Begriff »Holocaust« im Diskurs verankerte; und da ist zum anderen die tief beeindruckende 9 stündige Dokumentation »Shoah« von Claude Lanzmann, die 1985 – wiederum auf Betreiben des BR nur in den dritten Programmen – ausgestrahlt wurde und ohne jede Vergegenständlichung des unermesslichen Leids, ohne Verbildlichung und Illustration auskommt. Die Fülle der oft grundsätzlich unterschiedlichen Filme zum Nationalsozialis-

---

<sup>2</sup> Vgl. ausführlicher Harald Welzer / Sabine Moller / Karoline Tschuggnall (2002): »Opa war kein Nazi«.

Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt/M.: Fischer.

mus reißt seitdem nicht ab und reicht von »Schindlers Liste« (1993) über »Das Leben ist schön« von 1997 bis jüngst zum preisgekrönten Film »The Zone of Interest« von 2023. Bedeutsam scheint mir zu sein, dass die nationale und internationale Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus nicht abreißt und dass wir diese Stationen vermutlich alle aus eigener Anschauung gut kennen. Auch die Einrichtung und Etablierung von Gedenkstätten ist Teil dieser Auseinandersetzung in den 1980er Jahren. Zu dieser Phase der Erinnerungskultur gehört dann auch die Gedenkrede des damaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker, der zum 40. Jahrestag des Endes des deutschen Nationalsozialismus in 1985 erstmalig öffentlich von der »Befreiung Deutschlands vom Nationalsozialismus« gesprochen hatte. Das zentrale Leitbild dieser veränderten Erinnerungskultur ist gerade nicht mehr Schuld, gar Kollektivschuld, sondern Erbschaft und Verantwortung.

Im Rahmen dieser kleinen Geschichte der Erinnerungskultur dürfen aber auch die Konflikte und öffentlichen Debatten nicht vergessen werden, die nur allzu anschaulich verdeutlichen, wie schwer sich die deutsche Nachkriegsgesellschaft mit ihrer Geschichte getan hat und immer wieder auch tut. Ich erinnere nur stellvertretend an den sog. Historiker-Streit 1986/1987, der sich an der Frage der Singularität des Holocaust entzündet hatte, aber auch an die Debatten, die sich dann Mitte der 1990er Jahre in einem Geflecht von »Wehrmachtsausstellung« des Hamburger Instituts für Sozialforschung (seit 1995), Daniel Goldhagens umstrittenen Buch »Hitlers willige Vollstrecker« von 1996, sowie den Arbeiten von Christopher Browning zur Rolle der Polizei-Bataillone (1993) entzündeten. Gerade die zuletzt genannten Auseinandersetzungen machen auch eine Fokusverschiebung in der Erinnerungskultur deutlich, nämlich die Beteiligung von »ganz

normalen Männern« (1993) an der »Entfesselung der Endlösung« (2003), wie zwei Bücher von Christopher Browning heißen, mit in den Blick zu nehmen und die rahmenden sozialen Strukturen zu analysieren.<sup>3</sup>

Für mich wird in dieser kleinen Geschichte der Erinnerungskultur dreierlei deutlich:

Erstens wie wenig es gelingt, einen Schlusstrich zu ziehen, selbst wenn man das wollte – und zwar allein schon deshalb, weil es nicht gelingt, ein abschließendes Urteil zu formulieren; diese Vergangenheit vergeht nicht, weil wir sie trotz aller wichtigen Perspektiven letztlich nicht einfach verstehen und insofern auch nicht abhaken können. Die Beteiligung so vieler an einem so ungeheuren Massenmord verstört bis heute.

Zweitens wie sehr wir in diesen Auseinandersetzungen auf Anregungen und Anstöße von außen angewiesen gewesen sind und bleiben; das sollte uns zumindest nachdenklich machen, wenn wir bisweilen glauben, dass es darum gehen könnte oder sollte, auf der richtigen Seite zu stehen.

Und schließlich drittens, wie sehr die Veränderungen in der Erinnerungskultur, der Wechsel der Leitwörter, auch mit der Generationenfolge verbunden sind. Folgt man den Markierungen von Sabine Bode<sup>4</sup>, die sich mit den verschiedenen Formen der generationalen Weitergabe der Kriegserfahrungen beschäftigt hat, so gehöre ich zur Generation der sog. Kriegsenkel (Jg. 1960-1975); andere von Ihnen werden zur Generation der Nachkriegskinder (Jg. 1950er) gehören, vielleicht auch manche von Ihnen noch zur Generation der Kriegskinder (Jg. 1930-1945). Und vielleicht gibt es ja auch einige Urenkel unter uns. Die Prägungen dieser verschiedenen Generationen fallen unterschiedlich aus, die Themen, die daraus resultieren und mit denen wir uns beschäftigen, sind jeweilig andere. Daher gilt auch, dass sich unsere Verhältnisse zur deutschen

---

<sup>3</sup> Vgl. ausführlicher die genannten Publikationen von Daniel Jonah Goldhagen (1996): Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust. Berlin: Siedler sowie von Christopher R. Browning (1996): Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die »Endlösung« in Polen. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt und Christopher R. Browning (2003): Die Entfesselung der »Endlösung«. Nationalsozialistische Judenpolitik 1939-1942. München: Propyläen.

<sup>4</sup> Vgl. dazu ausführlicher die folgenden Publikationen: Sabine Bode (2004): Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen. Stuttgart: Klett-Cotta. Sabine Bode (2014): Nachkriegskinder. Die 1950er Jahrgänge und ihre Soldatenväter. Stuttgart: Klett-Cotta. Sabine Bode (2013): Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation. Stuttgart: Klett-Cotta.

Geschichte nicht einfach aneinander angleichen und auf einen Nenner bringen lassen. Vielleicht sollten wir daher gerade den Jüngeren doch mehr zuhören, wie sie sich in dieser Erinnerungskultur positionieren und ihr Verhältnis zur deutschen Geschichte beschreiben, und nicht zu schnell befürchten, sie hätten kein Verhältnis und würden sich der Geschichte bloß entledigen wollen. Und um kein Missverständnis aufkommen zu lassen: Diese Formen der Vergleichgültigung oder gar der Verleugnung hat es ohne Zweifel in allen Generationen gegeben.

Damit bin ich aber längst in Gegenwartsfragen angelangt und komme zu meinem dritten Gedanken:

### **Gedanke 3: Über gegenwärtige Formen des Erinnerns**

Fragt man nach den gegenwärtigen Formen des Erinnerns, dann zeigt sich ein ausgesprochen heterogenes, bisweilen widersprüchliches Feld:

Einerseits stehen wir inmitten einer gravierenden Transformation der Erinnerungskultur, die v.a. damit zu tun hat, dass nur noch wenige Zeitzeugen leben, die die Shoah, aber auch den Krieg als Kinder selbst erlebt und erlitten haben. So wie das Verschwinden der Tätergeneration, die ja überwiegend in den 1980er und frühen 1990er Jahren gestorben ist, nicht nur einen Wandel, sondern vielleicht überhaupt das Entstehen einer Erinnerungskultur mit sich gebracht hat, so zieht der Verlust der Zeitzeugen den Umbau des kommunikativen in ein kulturelles Gedächtnis nach sich. In diesem Umbau spielt das Bewahren der Erinnerung sicherlich eine große Rolle, das sich in den Stichworten der Institutionalisierung und Medialisierung, der Ritualisierung und Symbolisierung der Erinnerung spiegelt, wie die kulturwissenschaftliche Erinnerungsforschung gut zeigen kann. Ein nicht unwichtiger Strang dieser Erinnerungsarbeit ist es, sich der Spuren zu vergewissern, die die nationalsozialistische Geschichte Deutschlands in den nachgeborenen Generationen hinterlassen hat. Das Buch von Claudia Brunner und Uwe Seltmann »Schweigen die Täter, reden die Enkel« (2004) ist ein beeindruckendes Zeugnis dieser

Spurensuche und macht deutlich, dass diese Spurensuche längst nicht abgeschlossen ist.

Zugleich haben wir es aber nicht nur mit einer generationalen Transformation unserer Gesellschaft zu tun; wir sind als Einwanderungsland auch mit anderen Kulturen, anderen Geschichten und fremden Blicken auf die deutsche Geschichte konfrontiert. Was heißt also hier, die Erinnerung zu bewahren und als kulturelle Erinnerung zu etablieren?

Andererseits sind wir derzeit mit zahlreichen politischen Verschärfungen und Erschütterungen konfrontiert, die uns in all ihrer Widersprüchlichkeit mehr als nur herausfordern:

Da ist das Erstarken, ja wohl auch Wiedererstarken einer politischen Partei, die aufgrund ihrer völkisch-nationalen und demokratie- und menschenfeindlichen Grundhaltung seit vorgestern als »gesichert rechtsextrem« eingestuft wird und doch mehr Zulauf hat, als ich mir das habe vorstellen können. Dass sich Antisemitismus, Migrant:innenhass und Nationalismus wieder so verbinden können, ist erschreckend – und doch würden wir die Entstehung dieser menschenfeindlichen Ressentiments nicht als Versagen der Erinnerungskultur zusprechen wollen. Als vor etlichen Jahren Wolfgang Thierse mit Blick auf die Erinnerungskultur fragte, wo man denn sonst noch lerne, »dass man keine Menschen anzündet«, antwortete Jan Philipp Reemtsma, dass man das hoffentlich gar nicht lernen müsse, sondern im und aus dem Zusammenleben wissen müsste – Zitat: »Menschen zu diskriminieren und zu quälen ist auch dort stets verwerflich gewesen, wo keine Gefahr bestand, dass es zu einem Massenmord ausarten könnte«.<sup>5</sup> Vermutlich würden wir zumindest von Ansätzen einer Instrumentalisierung der Erinnerung sprechen.

Da ist aber auch – sicherlich gänzlich anders gelagert – eine erinnerungspolitisch gut begründete Treue und Verbundenheit zu Israel, die insbesondere in den Anfängen des Gazakriegs, mit dem Israel seit Oktober 2023 auf die menschenverachtenden Terrortaten der Hamas reagiert hat, dazu geführt hat, dass jede Kritik an der zunehmend völkerrechtswidrigen Kriegsführung der israelischen Regierung als Antisemitismus gebrandmarkt wurde. Mich hat dabei besonders erschüttert, dass diese Stigmati-

---

<sup>5</sup> Vgl. dazu ausführlicher Jan Philipp Reemtsma (2012): Wozu Gedenkstätten. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 25/26 (2010), S. 3-9, hier: S. 9.

sierung sowohl in den Medien als auch vonseiten der Politik keinen Halt gemacht hat vor Menschen, die selbst jüdischen Glaubens sind und ihre Kritik auch als israelische Staatsbürger formulierten. Wäre nicht hier gerade aus dem Interesse an der Existenz Israels eine andere Perspektive wichtig gewesen?

Bezieht man beide Schlaglichter zurück auf die Frage der Erinnerung, dann stellt sich doch – so meine ich – die Frage, was der Leitfaden einer gegenwärtigen Erinnerungskultur denn überhaupt sein kann, wenn das bloße Bewahren der Erinnerung vielleicht gerade nicht möglich ist. Omri Boehm, israelischer Philosoph und Enkel von Holocaust-Überlebenden, hat in seiner Gedenkrede zum 80. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Buchenwald Anfang April diesen Jahres einen Gedanken zu skizzieren versucht, den er bei dem jüdisch-amerikanischen Historiker Yosef Chaim Yerushalmi gefunden hatte:<sup>6</sup> »Was wäre« – so fragte Yerushalmi bereits 1982 – »wenn das Gegenteil des Vergessens nicht das Erinnern ist, sondern die Gerechtigkeit?« In seiner Rede versuchte Omri Boehm dieser von Yerushalmi zeitlebens nie ausführlicher kommentierten Frage einen Sinn abzurufen, der mir für die Gestaltung der Erinnerungskultur wegweisend zu sein scheint: Es ist die Gerechtigkeit, zu der wir aufgrund unserer Geschichte verpflichtet werden, die bohrende Frage, wie wir anderen gerecht werden können, und damit verbunden die Fähigkeit, sich vom Leid der anderen betreffen zu lassen, die den Kern einer gegenwärtigen und zukunftsfähigen Erinnerungskultur auszumachen scheint. Gerechtigkeit aber kennt kein Geschlecht, keine Herkunft und auch kein Alter; wir können sie nur denken, wenn wir alle mit in diese Idee einbeziehen. Vielleicht kann Gerechtigkeit also helfen, den Sinn der Erinnerung zu tradieren, weil Schuld als Kategorie nur taugte, solange die Täter noch lebten, und Verantwortung zu vage und unbestimmt geblieben ist. Was wäre denn, wenn wir die jüngeren Generationen nicht vorrangig auf die Bewahrung der Erinnerung verpflichten würden, sondern auf das Streben nach und den Sensus für Gerech-

tigkeit? Und wie würden sich Jüngere, die dieser Idee der Gerechtigkeit einen Sinn abringen können, dann zu den Menschenvernichtungserfahrungen in der deutschen Geschichte verhalten? – Omri Boehm hat seine Rede auf Betreiben der israelischen Botschaft nicht halten können.

Ich komme zum Schluss und möchte nur cursorisch und sicherlich unvollständig skizzieren, was ich unter Erinnerung und Erinnerungskultur nun zu verstehen versuche:

In aller erster Linie ist für mich Erinnern immer zunächst ein Gedenken der Opfer. Gedenkstätten sind zu allererst Friedhöfe und erst viel später dann auch pädagogische Lernorte.

Erinnerung ist dann auch Dokumentation der Geschichte, das Zusammentragen der vielen Dokumente, um den bohrenden Fragen nach dem Warum und dem Wie dieser Vernichtungsgeschichte zwar auch Anlässe und Halt zu geben, aber doch auch das zu kultivieren lernen, was Saul Friedländer mal das »Primärgefühl der Fassungslosigkeit«<sup>7</sup> genannt hat.

Erinnerung zielt auf Gerechtigkeit, Gerechtigkeit aber braucht Erinnerung, wenn sie nicht selbstgerecht werden will. Jan Philipp Reemtsma hat auf die darin implizierte Doppelfigur hingewiesen: Erinnerung ist zum einen das »Bewusstsein von der Fragilität unserer Zivilisation«, das »Bewusstsein einer Gefährdung, von der man weiß, seit man weiß, dass es eine Illusion war zu meinen, der Zivilisationsprozess sei unumkehrbar«. Und auch von ihm stammt die Formulierung der zweiten Hälfte dieses Bewusstseins, um die es zum anderen geht: »Es geht um etwas, das ich eine bis in die anthropologische Substanz gehende Scham nennen möchte. Eine Scham, die – abgelöst von der Schuldfrage – jeden ergreift, der sich ergreifen lässt« (Reemtsma 2012, a.a.O. S. 9).

Erst in der Gestaltung dieses Bruchs ist menschliches Leben, ein Leben und ein Frieden miteinander möglich.

---

<sup>6</sup> Vgl. dazu ausführlicher Omri Boehm (2025): Das Gegenteil des Vergessens. Warum das Gedenken keine lästige Pflicht der Gegenwart ist, sondern die Bedingung der Möglichkeit einer Zukunft. In: Süddeutsche Zeitung 81/2025 vom 7. April 2025, S. 11 sowie in deutscher Übersetzung Yosef Chaim Yerushalmi (1996): Zachor – Erinnere Dich!

Jüdische Geschichte und jüdisches Gedächtnis. Berlin: Wagenbach.

<sup>7</sup> Vgl. Saul Friedländer (2013): Den Holocaust beschreiben. Auf dem Weg zu einer integrierten Geschichte: Wallstein.